

## «Natürlich war ich ein Ärgernis!»

Von Markus Somm. Aktualisiert am 28.12.2013

**Jahrzehntelang führte Helmut Hubacher die SP, war der bestgehasste Linke in einer bürgerlichen Schweiz. Er kämpfte, redete, schimpfte, charmierte, verlor grauenhaft und gewann.**

*Im Dorf, einem menschenleeren Kaff irgendwo in den Weiten des Jura, finde ich das Haus zuerst nicht, in dem Helmut Hubacher seit vielen Jahren mit seiner Frau Gret lebt. Zwar habe ich die Adresse richtig ins GPS eingegeben, aber die Hauptstrasse liegt aufgerissen vor mir wie ein toter Wal, sodass ich die Nebenstrasse, die ich suche, nicht zu finden vermag. Ich stelle das Auto ab und gehe zu Fuss weiter. Nach längerem Herumirren, ohne dass sich je die Gelegenheit ergeben hätte, jemanden zu fragen, weil schlicht kein Mensch sich blicken lässt, stosse ich auf ein Häuschen mit einem Garten, in dem eine zierliche Frau jätet.*

*Irgendwie kommt sie mir deutschschweizerisch vor: «Sind Sie Frau Hubacher?» – «Ja, ich hole ihn.» Und ehe ich mich versehen habe, verschwindet sie im Haus: «Helmut! Der Besuch ist da!» Dann höre und sehe ich lange nichts mehr – bis Gret Hubacher wieder auftaucht und mich ins Innere führt, wo es dunkel ist. Drauss en leuchtet der Tag.*

*Niedrige Decke, ein enger Raum, eine bescheidene Küche, Sofas, ein Esstisch, auf dem sich Post und unzählige zerlesene Zeitungen stapeln: Ich bin angekommen im Haus eines der einmal am meisten gehassten Politiker der Schweiz, der, je älter er wurde, desto anerkannter und beliebter erschien, obwohl er nichts zurücknahm von dem, woran er, der einstige Präsident der SP Schweiz, sein Leben lang geglaubt hat. Nun steht er in der Tür. Ein Mann wie ein Kasten, der sich trotz seiner 86 Jahre so behende bewegt wie ein Sechzigjähriger.*

**Schön haben Sie es hier, Herr Hubacher.**

Ja, es gibt einen Zubringer zur Autobahn. Der Bund bezahlt einen Teil davon, deshalb bauen sie eine breitere Strasse. Das Militär besitzt ja eine eigene Strasse zum Waffenplatz, aber sonst kommt hier kaum Verkehr vorbei. Wenn die Autobahn durchgehend ist, fährt man dann da hinüber nach Frankreich.

*Und Hubacher zeigt mit der Hand in eine Richtung, die ich nicht verorten kann.  
«Wir liegen fünf Kilometer von der Grenze entfernt.» Im wilden Westen der  
Schweiz, wo die Separatisten und Anarchisten hausen.*

### **Sie wohnen als pensionierter Spitzenpolitiker meistens hier. Wie erleben Sie die Politik im Jura?**

Die politische Kultur ist speziell. Als ich zum ersten Mal an einem Parteitag der SP teilnahm, fiel mir auf, dass erst acht Wochen vor der Wahl die Kandidaten nominiert wurden. Der Wahlkampf dauert knapp einen Monat. Man sieht kaum Plakate, da niemand Geld hat. Trotzdem ist die Stimmbeteiligung hoch. Hier hat man es nicht mit dem charmanten, eleganten Welschen zu tun, wie wir ihn uns vorstellen, sondern mit einem bodenständigen Typ. Es sind Bauern, die hier leben – und sie leben gut: Bekommt ein Schweizer Landwirt im Durchschnitt 50'000 Franken im Jahr, erhält der Jurassier 92'000, während am anderen Ende der Walliser mit 22'000 auskommen muss. Niemandem geht es besser als dem jurassischen Bauern! Hier legt einer am Postschalter auch einmal 20'000 Franken in bar hin, obwohl seine Kleider Löcher haben.

### **Sie sind ursprünglich ein Berner. Gibt es Dinge, die Sie daran erinnern, dass der Jura einmal zum Kanton Bern gehörte?**

Da kommt mir eine Geschichte in den Sinn. 1979 besuchte ich als Präsident den Parteitag der SP Jura, an dem sie den Beitritt zur SP Schweiz beriet. Roland Béguelin, der Separatistenführer, sprach sieben Mal dagegen, denn allein die Tatsache, dass die SP Schweiz den Sitz in Bern hatte, war ihm Grund genug. Da trat ein schlauer Schreiner aus der Gegend ans Rednerpult und wies darauf hin, dass die SP Jura damit auch nicht Mitglied der Sozialistischen Internationalen werden könnte: «Und du, Roland, dürftest dann die Internationale nicht mehr singen!» Jetzt gab Béguelin sofort nach. Bei den älteren Leuten spürt man die Berner Vergangenheit heute noch. Hier im Dorf wohnt ein Herr, der früher in Bern als Verwaltungsrat amtierte und perfekt Deutsch könnte – doch redet er ausschliesslich Französisch.

### **Hätte Bern die Abspaltung verhindern können?**

Ich denke schon. Der Wechsel des Laufentals zu Baselland war ja sehr umstritten, weil Bern den Bezirk Laufen stets verwöhnt hatte – umso berntreuer waren die Laufentaler. Den Jura dagegen hat Bern vernachlässigt. Man baute keine Strassen und steckte zu wenig Geld in die Schulen. Anno 1942 erliess der damalige Regierungsstatthalter eine Verfügung, dass im Gebiet zwischen Boncourt und Pruntrut nicht zu nah an die Gewässer gebaut werden darf, damit bei starkem Regen das Wasser der Allaine genügend Platz hatte, um über die Ufer zu treten. Das passte

den Bauern gar nicht. Verdammtes Bern! Heute aber ist man froh über die Schutzzone.

### **Warum sind Sie in den Jura gezogen?**

Das war eine Idee meiner Frau. Nachdem sie 15 Jahre lang das Restaurant Maxim in Basel geführt hatte und dann aufhörte, fiel sie in ein Loch. Die täglichen Begegnungen mit Leuten fehlten ihr. Da unsere Tochter hier im Jura eine Therapiestation für Drogenabhängige unterhielt, kannten wir dieses Dorf – und meine Frau schlug vor, hierher zu ziehen. Zwar willigte ich ein, aber als Bedingung verlangte ich, dass wir eine Wohnung in Basel behielten, wo wir bis heute unsere Steuern bezahlen. Mir gefällt der Wechsel zwischen der Stadt und diesem Dorf von 700 Einwohnern, wo es einen Laden gibt, einen Metzger und selbst einen Psychiater. Dennoch möchte ich die Stadt nicht missen.

Früher besaßen wir einen Garten in der «Scholle», einer Gartengenossenschaft zwischen Oberwil und Allschwil. Hier im Jura haben wir ihn unmittelbar beim Haus. Ursprünglich drängte Gret auf den Garten in Oberwil – wogegen ich mich sehr wehrte. Wozu ein Garten? Ich hasste das. Ich wuchs bei den Grosseltern auf und als Bub musste ich jäten, während meine Kollegen Fussball spielten. Garten – das war für mich ein Begriff des Schreckens. Als Gret aber das Restaurant übernahm, fühlte ich mich verpflichtet, mich gelegentlich um den Garten zu kümmern. Wider Erwarten fand ich Gefallen daran und merkte, dass es für mich eine Art Fitness-Studio bedeutete; wie gut es mir tat, nicht dauernd hinter Büchern und Zeitungen zu sitzen.

### **Wo sind Sie aufgewachsen?**

In Zollikofen, einem Dorf bei Bern. Meine Eltern liessen sich scheiden, als ich drei Jahre alt war. Die Schwester kam zur Mutter. Der Bub zum Vater. Heute wäre das undenkbar. 1929 und ein berufstätiger Vater mit einem dreijährigen Buben! Er war völlig aufgeschmissen – und so brachte er mich zu den Grosseltern nach Zollikofen. Daran kann ich mich erinnern: wie ein fremder Mensch mich zu den Grosseltern fuhr. Es war meine erste Autofahrt. Ich blieb bei meinen Grosseltern.

### **Das waren die Eltern ihres Vaters?**

Ja. Meine Mutter war eine Deutsche aus Pforzheim. Sie hatte meinen Vater nach dem Ersten Weltkrieg kennengelernt, und die beiden liessen sich Hals über Kopf in Rotterdam trauen – gegen den Willen meines Grossvaters. Er hasste die Deutschen – obwohl er im Weltkrieg den Militärdienst verweigert hatte. Nach der Scheidung meinte er zu meinem Vater triumphierend: «Siehst du, Hans, ich wusste schon

immer, dass das nicht gut kommt mit dieser Deutschen!» Meine Mutter durfte mich nie mehr besuchen.

### **Vermissten Sie ihre Mutter nicht?**

Im Nachhinein war es wohl ganz gut für mich, dass meine Mutter fernliebte. So fühlte ich mich nicht hin- und hergerissen. Vater war Buchhalter. So lebte er auch. Jeden Samstag kam er auf einen Blitzbesuch vorbei – 15 Jahre lang hat er mir ein Säcklein Weinbeeren vom Kiosk in Bern mitgebracht, um kurz darauf wieder zu verschwinden. «Hans, du kannst bei uns übernachten!», sagte meine Grossmutter zu ihm. Aber er konnte nie: «Nein, ich muss morgen früh raus, um mich zu baden.» Wir hatten damals in Zollikofen kein Bad.

Er wirkte zeitlebens fremd auf mich – meine Grosseltern waren meine Eltern. Scheidungskinder stecken in einem Gefühlsbad – mal bei Mutter, mal bei Vater. Mir widerfuhr das nicht, nie fühlte ich mich als Scheidungskind. Ich habe keine Narben. Erst als Erwachsener wurde mir bewusst, wie ungerecht es gewesen war. Dann lernte ich auch meine Mutter kennen, und es gelang uns, eine gute Beziehung aufzubauen. Einmal lud ich meine Eltern wieder zu einem gemeinsamen Essen ein – mein Vater hatte längst wieder geheiratet –, doch es war kein schönes Treffen. Ich musste erfahren, dass man eine Scheidung offenbar nie verkraftet. Sie stritten sich noch immer darum, wer an der Scheidung schuld gewesen war.

### **Wer prägte Sie in Ihrer Kindheit?**

Am meisten mein Grossvater, ein Fabrikarbeiter bei der Hasler AG – einem der grössten Industriebetriebe des damaligen Bern, ein Dienstverweigerer, Pontonier und Schwingerfan. Jeden anderen Sport verachtete er, besonders Fussball. 22 Spieler und ein Ball? Das hielt er für «Lölizüüg». Deshalb verbot er mir, ins Wankdorf-Stadion zu einem YB-Match zu gehen, was ich so gerne getan hätte. 1938 aber kaufte er nach längerem Ratschlagen mit meiner Grossmutter ein Radio – das stellte eine grössere Anschaffung dar. Weil er mit Krieg rechnete, so wie er die Deutschen einschätzte, hielt er ein Radio jedoch für unentbehrlich: Er musste die Nachrichten hören. So kam es, dass wir die Fussball-Weltmeisterschaft von 1938 am Radio erleben. Da hing dieser Pontonier- und Schwingerfan am Lautsprecher und fieberte mit, wie die Schweiz gegen Nazi-Deutschland in Paris 4:2 gewann. «Wir haben die Schwaben geschlagen!», verkündete er im ganzen Dorf. Von diesem glorreichen Tag an durfte auch ich ins Wankdorf. 1940, nachdem der Krieg ausgebrochen war, liess er sich, der Dienstverweigerer, bei der Gemeinde ein Gewehr geben.

### **Hat Sie Ihr Grossvater zu einem Sozialdemokraten gemacht?**

Grossvater war in keiner Partei, aber Mitglied in der Gewerkschaft, dem Metallarbeiter-Verband. Sein Blatt war die «Berner Tagwacht», die Zeitung der Berner SP. Diese las er stundenlang, Wort für Wort. Ohne mir von grossen Theorien zu erzählen, formte er mich politisch – durch seine beispielhafte Art, wie er die Bürgerrechte wahrnahm. An jeder Wahl, an jeder Abstimmung beteiligte er sich. Für ihn gab es Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Also stimmte er links. In Zollikofen besass er ein Dreifamilienhaus. Seine Lebensleistung sah er darin, die Hypothek abzuzahlen, was ihm gelang. Er legte Wert darauf, neben dem Arbeitgeber nicht auch noch von einem Hausmeister abhängig zu sein. Er wollte frei sein. Das eigene Haus bedeutete für ihn diese Freiheit.

### **Was zeichnete ihn aus?**

Er war ein pingeliger, strenger, gerechter Mann. Zu Hause führte er sich wie ein Pascha auf. Er machte nichts, er half nichts, meine Grossmutter führte den Haushalt allein. Wenn er nach Hause kam, ging er in den Garten und kontrollierte, ob Äste abgebrochen waren oder ein Fussball in den Rasen geflogen war. Putzte er sein Velo, musste ich es für ihn geradehalten, und weil er so genau und sorgfältig polierte und pützelte, dauerte das gut und gern zwei Stunden. Beim Äpfel-Ablesen betrachtete er zuerst eingehend den Apfel, bevor er ihn pflückte, während ich unten die Leiter halten musste. Er war nicht auszuhalten. Aber er wurde politisch mein Ziehvater.

### **Der Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer habe ihn bestimmt, sagen Sie. Hat er in der Fabrik schlechte Erfahrungen gemacht?**

Obwohl er Gewerkschafter war und bloss einen bescheidenen Lohn erhielt, sprach er immer respektvoll über den Patron. Er musste das Gefühl gehabt haben, korrekt behandelt zu werden. Nach 41 Dienstjahren in der Hasler AG liess er sich pensionieren. Meine Grossmutter interessierte sich nicht für Politik. Die Arbeitsteilung stand ausser Frage: Für den Innendienst war sie zuständig, für die Arbeit ausser Haus er.

Daheim half er nichts, sondern kontrollierte nur. So zahlte sie zwei Mal im Jahr den Hypothekarzins, putzte, nähte, kochte und flickte. Sie starb früh. Zuerst wusste mein Grossvater nicht ein noch aus, plötzlich aber begann er, Konfitüre zu machen, kochte und wusch, bald führte er den ganzen Haushalt. Nach drei Jahren stellte er eine Haushälterin an, Frau Bernhard, die bei uns einzog. Sofort machte er gar nichts mehr. «Grossvater», sagte ich zu ihm: «Du nimmst ihr den halben Lohn für Kost und Logis ab!» – «Sei still! Dort, wo sie vorher gearbeitet hat, musste sie den ganzen Lohn

abgeben.» Tatsächlich glaubte Frau Bernhard, es noch nie so gut gehabt zu haben wie bei uns. Als Grossvater gestorben war, einigten wir Erben uns darauf, sie, die 22 Jahre für ihn gearbeitet hatte, am Erbe zu beteiligen. Ein Jahr später starb sie.

*Nachdem der junge Helmut Hubacher in Bern die Sekundarschule mehr schlecht als recht bestanden hatte, trat er während des Krieges bei den SBB ein, um eine Lehre zu machen. Das war mit dem Besuch der Verkehrsschule in Biel verbunden. Hier erging es ihm schlecht. Vor allem ein Lehrer, der Deutschlehrer Leuenberger, hatte es auf den Jungen abgesehen, der wohl schon damals im falschen Moment das Richtige zu sagen pflegte: Im Deutsch trug Leuenberger den Schülern auf, Walther von der Vogelweide (1256–1314), den mittelalterlichen Minnesänger, zu studieren, was diese für sinnlos hi elten. Sie wandten sich an den Rektor und beschwerten sich: «Gibt es nichts Moderneres? Conrad Ferdinand Meyer zum Beispiel oder Gottfried Keller?» Lehrer Leuenberger verwand diese Majestätsbeleidigung nie und hielt Hubacher für den Anführer der Rebellion.*

*Als Hubacher kurz vor Schulabschluss seinen letzten Aufsatz ablieferte, gab ihm Leuenberger eine Drei: «Das haben Sie nicht selber geschrieben!», behauptete er – ohne jeden Beweis – und schrieb die schlechte Note auch ins Zeugnis. Da passte ihn Hubacher eines Tages ab und boxte ihn, worauf Leuenberger stante pede zum Rektor eilte, um den Übergriff anzuzeigen. Hubacher wurde der Schule verwiesen. So stand er ohne Abschluss da – zwei Jahre für die Katz. «Ich irrte verzweifelt in der Stadt umher, bis ich bei Metzger Leuenberger landete, dem ich mein Unglück klagte. Vielleicht weil er selber Leuenberger hiess, schlug er mir vor, dem Lehrer einen schön garnierten Kalbskopf zu schicken, mit einem Gruss von Helmut Hubacher!» Im Lehrerzimmer kam der Kalbskopf gut an – niemand mochte den rachsüchtigen Leuenberger.*

*Jahre später, die Verkehrss chule hiess nun Ingenieurschule, stiess die Schulleitung in ihren Akten auf den Fall Hubacher, und es war ihr offenbar peinlich, einem inzwischen so prominenten Politiker den Abschluss vorenthalten zu haben. 20 Jahre später lud man Hubacher deshalb ein – um ihm an der Abschlussfeier doch noch den Abschluss zu verleihen. Vor 200 jungen Ingenieuren und Technikern erzählte der Rektor Hubachers Geschichte und überreichte ihm das Diplom – und die Zeichnung eines Kalbskopfs.*

### **Wie kamen Sie nach Basel?**

Im dritten Lehrjahr schickten mich die SBB nach Basel, das damals einer der wichtigsten Stützpunkte der Bahn war. Mir gefiel es sofort. Als man mich nach sechs

Monaten nach Beinwil am See abkommandierte, ging ich zum Chef und bat um Rückversetzung, was mir gewährt wurde. Seither, das war kurz nach dem Krieg, lebe ich hier.

### **Als Berner in Basel: Fühlten Sie sich nie fremd?**

Die Fasnacht war mein Schlüsselerlebnis. Anders als in Bern am Zi belemärit sah man an der Fasnacht in Basel keinen einzigen Polizisten. Hier liefen alle wichtigen - Herren der Politik mit. Nichts erleichterte mir die Akklimatisierung wohl mehr als die Politik: Kaum in Basel angekommen, war ich den Juso beigetreten, 1947 schliesslich der SP, womit ich der Partei nun 66 Jahre angehöre. Zuerst war ich zu schüchtern: Die Juso trafen sich jeden Montag im Falkenzimmer des Volkshauses. Bestimmt vier Mal stand ich vor der Türe und kehrte wieder um, weil ich mich nicht getraute, hineinzugehen. Beim fünften Mal kam jemand heraus, sodass ich mich ausserstande sah, wieder zu verschwinden. Carl Miville, der spätere Ständerat, war damals Präsident. Ehe ich mich versah, hatte man mich aufgenommen, auch Gret lernte ich dort kennen. Meine politische Bildung erhielt ich bei den Juso. In jenen Jahren griffen die Juso nicht wie heute aktiv ins politische Geschehen ein, sondern sie betrieben die Schulung des Nachwuchses. Linke Professoren, oft Immigrant en, unterrichteten uns über die Französische und die Russische Revolution und lehrten uns die Geschichte der schweizerischen Arbeiterbewegung. Beeindruckende, blitzgescheite Leute!

### **Was beschäftigte 1947 einen jungen Linken?**

Unsere wichtigste Aufgabe sahen wir darin, die eigenen Regierungsräte zu kritisieren – wir nannten sie die Bonzen. Nichts konnten sie uns recht machen. Einmal entliess der grosse Friedrich Schneider, einer der Anführer beim Generalstreik von 1918, als Präsident des Stadttheaters einen Tschechen, Willi Tisch, bloss weil er angeblich zu alt war. Da schlugen wir zu: Nach einer Wahlveranstaltung hatten wir Juso das Unterhaltungsprogramm zu bestreiten. Mir kam die Idee, eine Art Fussballmatch-Reportage zu simulieren. Dabei platzierten wir unseren Genossen Friedrich Schneider am rechten Flügel, um ihn als Konservativen zu denunzieren. Ich nutzte die Auseinandersetzung um Willi Tisch, um Schneider zu attackieren. Der Matchbericht kam sehr gut an – ausser bei Schneider, der mich sofort beim Partei-Schiedsgericht einklagte, sozusagen wegen Majestätsbeleidigung. Als ich später im Grossen Rat sass, versöhnten wir uns. Nach den Sitzungen ging man gemeinsam in die Beiz, wo Schneider jeweils tolle Geschichten zum Besten gab. Er war ein glänzender Erzähler: So schilderte er, wie sich früher im Grossen Rat Kommunisten und Sozialdemokraten verprügelten, so erbittert hasste man sich. Für mich war es wie am Lagerfeuer.

## **Sie politisierten 66 Jahre für die SP und befanden sich praktisch dauernd in der Opposition, besonders während des Kalten Krieges. Wie lebte es sich als Dissident in der bürgerlichen Schweiz?**

Das äusserte sich unterschiedlich. Ich nahm sehr früh Einsitz in die Finanzdelegation, die damals das interessanteste Gremium für jemanden war, der gerne Politik macht. Es sitzen sich bloss drei Nationalräte und drei Ständeräte gegenüber. Weil unsere grossen Tenöre keine Zeit hatten, ordnete man mich schon 1965 dorthin ab, als jungen Nationalrat – ich war 1963 eben nach Bern gewählt worden. Ständerat Müller aus Luzern amtete als Präsident. Er begrüßte mich und meinte: «Kollege Hubacher! Alles, was wir hier beraten, ist vertraulich und geheim.» – «Heisst das auch gegenüber meinem Fraktionschef?», fragte ich und fuhr fort. «Das würde mich wundern, immerhin ist dieser auch Präsident der Finanzkommission, die uns ja hierher delegiert hat.» – «Alles ist geheim!» – «Entschuldigung, wir sind doch kein Privat-Klub!», wehrte ich mich. «Alles ist geheim!» – Und die übrigen Mitglieder, alles Bürgerliche, nickten heftig. Natürlich war ich ein Ärgernis. Ich beharrte darauf, meinen Fraktionschef bei Bedarf informieren zu dürfen.

Dennoch agierten wir wie ein verschworenes Team, wir waren ja bloss sechs und betrieben eine sehr effiziente, harte Finanzkontrolle. Kein Geheimnis der Regierung blieb uns verborgen: Einmal hatte ich vernommen, dass die Schweiz anscheinend im Begriff war, eine Atombombe zu bauen. Wir verlangten die entsprechenden Akten, was uns verwehrt wurde. Erst als wir drohten, die Finanzkommission zu informieren, erhielten wir die Papiere. Es war haarsträubend: Ohne das Parlament einzubeziehen, hatte der Bundesrat 1958 einen Planungskredit zum Bau einer Atombombe freigegeben. Das Absurde: Die Atombombenversuche hätten geheim im Gotthard vorgenommen werden sollen, damit die Öffentlichkeit ja nichts davon merkte. Geheim im Wasserschloss! So stellte man sich das vor.

In einer Znüni-Pause kopierte ich diese Akten verbotenerweise und nahm sie nach Hause mit. Als ich später von der Militärkommission ins Visier genommen wurde, bat ich meinen Nachbarn, Georges Gantenbein, die Geheimpapiere in seinem Panzerschrank aufzubewahren, falls sie bei mir eine Hausdurchsuchung angeordnet hätten. Leider vergilbten diese Kopien, und alles wurde unleserlich. Wir hatten es gut in der Finanzdelegation, völlig im Gegensatz zu den Gepflogenheiten in der Militärkommission, die im Kalten Krieg als wichtigste Kommission galt – und dementsprechend hart und ernst ging man miteinander um. Besonders die Bürgerlichen durften sich gegenseitig nie eine Blöße geben, um ja nie in den Verdacht zu geraten, die Armee nicht entschlossen genug zu unterstützen. Man gab

sich unversöhnlich, wenn wir Linken es auch durchschauten. Man drängte uns in die Ecke: «Ihr seid ja sowieso mit der Sowjetunion unter einer Decke!

*Als ich an diesem sonnigen Morgen von Basel in die Ajoie fuhr, zuerst durch das eigentümliche Laufental, das auch schon ab von dieser Welt liegt, um dann auf der Ebene von Delsberg aufzutauchen und schliesslich gegen den unendlich frei wirkenden Westen zu streben, wurde mir erst bewusst, wie weit der Jura, dieser junge, kuriose Kanton, im Abseits dämmert. Man kann ihn leicht vergessen. Als ob die Jurassier die übrigen Schweizer für diese Vernachlässigung bestrafen wollten, haben sie Jahrzehnte lang für Unruhe gesorgt, bis man ihnen die Eigenständigkeit gewährte. Ich kann mich gut an die Erzählungen meines Vaters erinnern, der in den sechziger Jahren als Panzer-Offizier zahllose Wochen Militärdienst auf dem Waffenplatz Bure im Jura geleistet hat: Einmal wurde seiner Kompanie der - Wochenendurlaub gestrichen, weil man sie in Alarmbereitschaft versetzt hatte. Bern rechnete mit gewalttätigen Demonstrationen der Separatisten und hielt die Armee bereit, um den Aufruhr niederzuschlagen. Mit Panzern. So ernst schätzte das EMD die Lage ein, zu einer Zeit, da das EMD, das Eidgenössische Militärdepartement, einen Staat im Staat darstellte, – kein Departement wie alle andern, sondern das Nervenzentrum der bürgerlichen Schweiz.*

*Es hat etwas Ironisches: Heute lebt Helmut Hubacher fünf Minuten vom Waffenplatz Bure entfernt, einem der grössten der Schweiz, ausgerechnet dieser Hubacher, der seinerzeit der schärfste Kritiker des EMD war. Man hasste ihn, man fürchtete ihn, man fragte ihn um Rat. Wenn es einen Oppositionsführer gab in der konkordanten Schweiz, dann war es Hubacher, und wer sich als Linker einen - Namen machen wollte, der stürzte sich auf das EMD und die Armee. Hier traf man die herrschenden Kreise am empfindlichsten, und hier bezahlte einen hohen Preis, wer nicht die Hymne auf die Armee anstimmen mochte. Es war die Zitadelle der Macht. Weil die Bürgerlichen es sich kaum leisten konnten, das Militär kritisch zu überwachen, waren sie insgeheim oft froh, dass Hubacher diese undankbare Aufgabe übernahm.*

*Im EMD residierte der Beton. Nie wurde das augenfälliger, als wenn es um teure Beschaffungen ging, wie etwa den Panzer 68, eine missratene schweizerische Eigenproduktion, von der man aus Prestigegründen kaum mehr abrücken konnte, selbst als das Scheitern fast allen klar war, – ausser Bundesrat Rudolf Gnägi, einem Berner SVP-Büffel, der unsterblich wurde, weil er einen grünen Rollkragenpullover in die Armee eingeführt hatte, den man fast liebevoll «das Gnägi» nannte. Hubacher erzählt:*

«Oberst Straub, Direktor bei Landis & Gyr und Präsident der konsultativen Panzerkommission, die das EMD beriet, hatte es uns schriftlich bestätigt, dass der Panzer 68 kriegsuntauglich war. Als wir Parlamentarier nach Thun aufgeboten wurden, um den famosen Panzer zu besichtigen, liess Gnägi auch Haener, den Panzergeneral, auftreten, – in der Hoffnung wohl, dass dieser den letzten Kritiker zum Schweigen brächte. Doch Haener war ein ehrlicher Mann. Vor seinen Rekruten und Offizieren und vor uns Politikern sagte er, mit dem Centurion, einem englischen Panzer aus den fünfziger Jahren, den die Schweiz als Occasion Südafrika abgekauft hatte, würde er jederzeit in den Krieg ziehen. <Mit dem Panzer 68 lieber nicht!> Völlig überrascht, verlor Gnägi jede Contenance und wurde wirklich wütend. Weil ihm nichts Besseres einfiel, fragte er einen Feldweibel, der daneben stand: <Aber Sie, Feldweibel, würden doch gerne mit dem Panzer 68 in den Krieg fahren?> <Nein, Herr Bundesrat, lieber nicht!>»

«Später, in der Sitzung der Kommission, wiederholte Haener seine Kritik. Ohne Namen zu nennen, bellte Gnägi: <Es gibt da Offiziere, die bis zur Grenze der Verantwortungslosigkeit gehen!> In solchen Momenten ergriff ich das Wort. Meine lieben Kollegen hielten sich gerne zurück. <Entschuldigung!>, sagte ich, <Wir sind hierher gekommen, um es von den Soldaten zu erfahren, die im Ernstfall den Kopf hinhalten müssten. Der Divisionär Haener, der sich traute, die Wahrheit zu sagen, ist der Offizier, in den man Vertrauen setzt. Für ihn ginge man durchs Feuer!> Nachher bedankte sich Haener und erzählte mir, dass er schon zwei Mal von Bundesrat Gnägi zitiert worden sei. <Divisionär Haener>, habe ihm Gnägi gesagt, <falls Sie noch Korpskommandant werden möchten, sollten Sie besser spüren!> <Herr Bundesrat>, entgegnete Haener, <auch als Divisionär stirbt man einen schönen Tod.>»

### **Wie stark hat es die SP während des Kalten Krieges belastet, dass es den kommunistischen Ostblock gab?**

Es war eine grosse Belastung. Ich erlebte den Kalten Krieg in der Schweiz als eine harte ideologische Auseinandersetzung. Die Sowjets bezeichneten ihr System ja nicht als real existierenden Kommunismus, sondern als «real existierenden Sozialismus». Umso leichter konnten uns die Bürgerlichen unterstellen, die Verwandten des real existierenden Sozialismus zu sein. Wenn ich mich am Rednerpult im Nationalrat gegen ein Rüstungsprogramm wandte, rief der kürzlich verstorbene Rudolf Friedrich dazwischen: «Moskau einfach!» Auf ihn war Verlass.

**Ich habe den Eindruck, der Kalte Krieg hat auch den Bürgerlichen geschadet, weil er sie verwöhnt hat. Es war ja so einfach, die Linke zu bekämpfen; man brauchte sich kaum um Argumente zu bemühen. Man verlor an politischer Spannkraft. Umso mehr krachte der Freisinn 1989 zusammen, kaum war die Berliner Mauer gefallen. Man hatte verlernt, zu kämpfen.**

Da haben Sie Recht. Denken Sie an Kaiseraugst! Die Besetzung des Geländes in Kaiseraugst im Jahr 1975 war ja Ausdruck einer Volksbewegung. Ich kann es beurteilen, ich nahm damals an den Demos teil. Das verkannten die sogenannten Kalten Krieger völlig, lieber betrachteten sie uns als von Moskau dirigierte AKW-Gegner. Sie glaubten wirklich daran. Noch 1979 bei der Revision des Atomgesetzes hatten die Bürgerlichen in der übrigen Schweiz nicht begriffen, dass es sich in der Nordwestschweiz um eine Volksbewegung gegen die AKW handelte, die mit Moskau rein gar nichts zu tun hatte.

**Was konnten Sie in Ihrem langen politischen Leben bewirken?**

Ich war 50 Jahre in der Politik, das kann ich nicht in wenige Worte fassen. Lieber möchte ich es anhand der Entwicklung der Partei in den vergangenen Jahrzehnten zeigen. 1918, als SP und Gewerkschaften den Generalstreik ausriefen, forderten wir unter anderem drei Dinge: eine Altersversicherung, das Frauenstimmrecht und den 8-Stunden-Tag. In der Schweiz glückt selten etwas auf Anhieb. Von einer AHV wollte das Volk zunächst nichts wissen, vom Frauenstimmrecht noch weniger. Dennoch sind diese drei Errungenschaften dank dem stetigen Druck der SP heute selbstverständlich. Das halte ich für eine grosse Leistung angesichts der Tatsache, dass wir ja nie die Mehrheit der Schweizer als unsere Wähler gewonnen haben.

Seit 165 Jahren haben die Bürgerlichen die Mehrheit, das ist wohl weltweit beispiellos. Daher warnte ich meine Genossen immer: «Unterschätzt die Bürgerlichen nicht!» Das sind schlaue Leute, die es immer im letzten Moment verstanden, den Kessel vom Feuer zu nehmen, damit er nicht in die Luft fliegt: Wenn es nicht mehr anders ging, gaben sie nach und machten sozialpolitische Konzessionen. Das waren erfolgreiche, taktische Rückzüge.

Egon Bahr, der deutsche Sozialdemokrat, sagte in einem Interview zum 150. Geburtstag der SPD, die Partei habe es sich immer zu schwer gemacht. Die SP verstand es nie, ihre Erfolge ins rechte Licht zu rücken, stattdessen zählte sie auf, wo sie gescheitert ist. Bundesrat Furgler sagte mir einmal: «Ihr seid alle so nett, zu romantisch, zu idealistisch. Euch mangelt es an Machtbewusstsein!» Als Präsident versuchte ich, mehr Selbstbewusstsein auszustrahlen. Da rief mich die Chefin einer

Textilfirma einmal an und meinte, für einen Parteipräsidenten der SP sei ich zu elegant angezogen. Gut angezogen zu sein hielt sie offenbar für ein Monopol des Freisinns. Wäre ich aber nicht anständig gekleidet dahergekommen, hätte es geheissen, der weiss ja nicht einmal, wie man sich anzieht.

### **Die SP hat vieles durchgesetzt. Ist das nun ein Problem? Hat man sich zu Tode gesiegt?**

Das könnte man auf den ersten Blick meinen. Ralf Dahrendorf, der grosse verstorbene, deutsch-britische Liberale, hat ja vor einigen Jahren behauptet, das sozialdemokratische Jahrhundert sei an sein Ende gekommen. Doch wenn ich gegenwärtig nach EU-Europa, nach Spanien, Frankreich oder Griechenland blicke und diese grauenhafte Jugendarbeitslosigkeit sehe, diese Verwüstungen durch den Finanzkapitalismus, dann erhalte ich einen anderen Eindruck. Es sind ja die Bürgerlichen, die sich nun wehren müssten, denn da werden ihre eigenen Werte ruiniert. Es herrscht eine ganz neue Lage, in der jede Partei gefordert ist, besonders die SP. Der Kampf ist nicht zu Ende. Im Gegenteil.

### **Was haben Sie persönlich erreicht?**

Ich mache die Erfahrung, dass ich anscheinend immer besser werde. Eben sagte ich zu Gret: «Ohne mir dessen bewusst zu sein, habe ich offenbar alles richtig gemacht. Ich erhalte nur noch Komplimente, sogar von Leuten, die mir zu meiner Präsidentschaft lieber Gift gegeben als Glückwünsche gemacht hätten.» Oft höre ich: Du bist einer der Letzten. Das ist natürlich falsch.

### **Welche Eigenschaften haben Ihnen Erfolg gebracht?**

Dass ich sage, was ich denke! Das haben selbst die Bürgerlichen mir attestiert. Mein Schlüsselerlebnis hatte ich 1976, als ich in Basel als Regierungsrat kandidierte. Hans-Ruedi Schmid war mein Gegenkandidat, nominiert durch die Bürgerlichen. Der Saal in Gundeldingen war mit 1000 Leuten voll, und draussen warteten noch 600. Ich galt als Feindbild schlechthin, sieben Prozesse liefen damals gegen mich als Redaktor der Arbeiterzeitung. Da stand ein Bürgerlicher auf, es war der Gaswerksdirektor, und rief: «Hubacher! Wenn es um den Nationalrat geht, stimme ich für Sie, weil es in Bern immer einen braucht, der den Mund aufmacht, aber für den Regierungsrat kriegen Sie meine Stimme nicht.» Ich wurde nicht in die Regierung gewählt. Von da an wusste ich, dass ich nie mehr auf irgendjemanden Rücksicht zu nehmen hatte. Ich wurde neun Mal gut in den Nationalrat gewählt, sogar auf dem ersten Platz. Aus Karrieregründen musste ich keine Zugeständnisse mehr eingehen. Das machte mich frei, das machte mich unabhängig.

### **Wollten Sie nie Bundesrat werden?**

Sobald ich das Amt des SP-Parteipräsidenten annahm, war mir klar, dass ich nie mehr Bundesrat werden würde. Diese Option war vom Tisch. Als SP-Präsident sind Sie eine Konfliktperson. Sie nerven die Leute, Sie bringen die Bürgerlichen gegen sich auf, deren Stimmen man benötigt, will man zum Bundesrat gewählt werden. Wäre ich den Bürgerlichen gegenüber zu nachgiebig gewesen, wäre ich in der Partei bald erledigt gewesen. Mit anderen Worten: Machte ich meine Arbeit gut, war ich für die Bürgerlichen unwählbar.

### **Welches war der schlimmste Fehler, den Sie je gemacht haben?**

Das ist eine gute Frage. Mein Buchlektor bemerkte einmal zu mir: «Ihr Politiker wisst immer alles und könnt immer alles. Schreib doch ein Kapitel über Deine Fehler!» Als wir Lilian Uchtenhagen zur ersten Bundesrätin wählen lassen wollten, habe ich sicher falsch taktiert. Was den offiziellen Besuch in die DDR betrifft, habe ich kein schlechtes Gewissen. Wir gingen ja nicht auf den Knien zu SED-Chef Honecker, im Gegenteil. Aber innenpolitisch hat es uns enorm geschadet. Ohne Not hatten wir den Bürgerlichen eine Bestätigung für das Vorurteil verschafft, wonach wir eben doch - halbe Kommunisten waren. Ganz gleich, was wir sagten und wie heftig wir uns auch wehrten, es half nichts. Dass wir auch Dissidenten getroffen hatten – gegen den Willen der SED: keiner wollte davon hören. Dass wir in unserer Delegation zwei Leute mitgenommen hatten, denen die DDR ein Reiseverbot auferlegt hatte: keinen - interessierte das. Ich erhalte noch heute anonyme Briefe, die mich für diese DDR-Reise verdammen. An einem Empfang beim Bahnhof in Goldau hielt man mir ein Transparent entgegen: «Wallfahrer in die DDR!» Der Freisinn schaltete Inserate. Lilian Uchtenhagen war die einzige, die uns davor gewarnt hatte. Aber ich hatte auf Willy Brandt gehört.

### **Warum riet Brandt der SP Schweiz, nach Ost-Berlin zu fahren?**

Er meinte, die Dissidenten in der DDR bräuchten ab und zu ein Zeichen. Es liege ihnen viel daran, dass sich nicht nur die SPD um sie kümmerte. Überdies kämen wir doch aus einem neutralen Land, was umso mehr Gewicht hätte. Also nahmen wir die Einladung an. Als wir nach Ost-Berlin flogen, mussten wir in Prag umsteigen, wo uns ein Vertreter der tschechischen KP in Empfang nahm. Er war zuständig für die deutschsprachigen Länder. Mit glänzenden Augen erzählte er uns, dass er täglich die NZZ lese. Er hatte ein Abonnement. Das war für diesen Kommunisten ein Privileg.

### **Wenn Sie an die Schweiz denken, worauf sind Sie stolz?**

Da kann man auf Verschiedenes stolz sein. Dass wir seit 1848 – nach einer fast revolutionären Staatsgründung – immer noch dieselbe politische Infrastruktur

haben: die beiden Kammern des Parlaments, sieben Bundesräte, ergänzt wenig später mit der direkten Demokratie. Es ist eine ausserordentliche Errungenschaft, dass das Volk ein derartiges Mitbestimmungsrecht hat. Neulich fragte Daniel Cohn-Bendit, der einstige Führer des Pariser Mai 68, in einer Fernsehsendung den Schweizer Germanisten Peter von Matt, ob das Volk denn immer recht habe? Nein, nicht immer, entgegnete von Matt, aber es entscheidet! Ebenso mit Stolz erfüllt mich, was für einen Wohlstand wir geschaffen haben.

Gewiss, dafür bezahlen wir jetzt auch einen Preis: Das Bankgeheimnis, dieses Geschäftsmodell für Steuerbetrüger, ist passé. Ebenso werden wohl die Holdinggesellschaften, ein unfaires Verhikel, bald abgeschafft. In diesem Zusammenhang habe ich mir überlegt, eine Kolumne zum Thema zu schreiben: Wachsen in der Schweiz Bananen? Denn eben hat der Chiquita-Konzern seinen Europa-Sitz von Amsterdam nach Rolle in der Westschweiz verlegt, weil er dort nur 2,5 Prozent Steuern entrichtet. In Amsterdam zahlte die Firma acht Mal mehr. Darauf bin ich nicht wirklich stolz.

Aber unser Land verfügt über keinerlei Rohstoffe! Es erarbeitete sich den Wohlstand auf unterschiedliche Weisen, die man heute vielleicht als fragwürdig bezeichnen kann. Im Grunde genommen ist es schön, Schweizer zu sein. Es ist doch eine einmalige Leistung, was dieser kleine Staat erreicht hat. Wie damals kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, als Bundesrat Max Petitpierre als Aussenminister durchgesetzt hat, dass die Schweiz als praktisch erstes Land der Welt das kommunistische China anerkannte. Welche Weitsicht! Davon zehren wir heute noch. Früher als andere ahnte er, dass hier eine künftige Grossmacht am Entstehen war – als es in seinen Kreisen, er war Freisinniger – gar nicht opportun war, ausgerechnet Rot-China zu helfen. Zwischendurch hatten wir immer wieder grossartige Politiker: Petitpierre war einer davon.

### **Welcher Politiker hat Sie beeindruckt? Wer war ein Vorbild?**

Die «Sozialistische Internationale», ein Zusammenschluss aller sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien, hatte früher eine grosse Bedeutung – heute ist sie ja tot. In deren Rahmen bot sich mir die Gelegenheit, manche prominente Politiker persönlich kennen zu lernen. Ich nahm an den Zusammenkünften nur teil, wenn sie in Europa stattfanden, sonst fuhr Jean Ziegler hin. Einmal versammelten wir uns in Kopenhagen. Als ich mich spät nachts im Hotel eincheckte, stand neben mir ein Herr oder Concierge, der mir irgendwie vertraut vorkam. Den kenne ich doch! Da ich aber noch nie Kopenhagen gewesen war, wusste ich nicht, wer es war. Am nächsten Tag eröffnete er die Sitzung, es war der dänische Ministerpräsident Jørgensen! Bei allen

Essen bestimmte Olaf Palme, der legendäre Ministerpräsident von Schweden, die Sitzordnung; so kam es, dass ich einmal zwischen François Mitterrand aus Frankreich und Shimon Peres aus Israel sass. Das waren eindruckliche Begegnungen.

Der Übelste, der mir über den Weg gelaufen ist, war der italienische Sozialisten-Chef Bettino Craxi! 1982 tagte die Internationale in Basel, weil man gleichzeitig das siebenzigjährige Jubiläum des Friedenskongresses von 1912 im Basler Münster feierte. Im Volkshaus organisierten wir einen Anlass für die vielen Italiener, die in Basel lebten, an dem Craxi auftreten sollte. Craxi kam, eine Stunde zu spät, grüsste niemanden, ratterte sein Referat herunter und zog wieder ab, ohne auch nur einem der vielen Italiener Adieu gesagt zu haben. Die Leute waren schwer enttäuscht. So ein Lump!, dachte ich mir. Auch an den übrigen Sitzungen tauchte er immer verspätet auf, bloss um aufzufallen. Immer achtete er darauf, ob eine Fernsehkamera da war: Nur dann gab er ein Votum ab.

Ein Vorbild dagegen war Willy Brandt, nicht was sein Privatleben anbelangt, aber als Politiker. Einmal nahm ich an einer Wahlkundgebung der SPD in Dortmund teil. Tausende von Leuten waren gekommen, um die grossen Tenöre der Partei zu hören: Wehner, Schmidt, Brandt, und der Applaus nahm kein Ende! Die Deutschen sind sehr applausfreudig. Beim Frühstück am Tag darauf meinte Brandt: «Es ist mir immer unheimlich bei diesem Beifall. Sie applaudierten auch schon einmal so ....!» Als er nach seinem Rücktritt das Nord-Süd Komitee der UNO übernahm, sagte er mir: «Bruno Kreisky wünscht, dass ich das Sekretariat in Wien einrichte.» Kreisky, der langjährige Kanzler Österreichs, und Brandt waren gute Freunde. «Lieber Bruno», habe er ihm gesagt: «Ich gehe nach Genf. In der Schweiz funktioniert alles besser als bei Euch: Post, Bahn, Flughafen.» Brandt war sehr angetan von der Schweiz. Es war eine tiefe Anhänglichkeit: «Weisst Du Helmut, ich sehe, dass man bei Euch das Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg neuerdings kritischer betrachtet, besonders unter jungen Linken. Was immer sie sagen, ich bleibe Euch auf immer dankbar. Nur dank der Schweiz haben sehr viele gute Freunde von mir überlebt.»

**Churchill sagte einmal: Wer mit 20 nicht links ist, hat kein Herz. Wer mit 40 noch immer links ist, hat keinen Verstand. Was lief bei Ihnen schief?** (Lacht) Ja, ja, der Churchill! Das ist eine Redewendung, die offensichtlich nicht für alle gilt. Ich erinnere mich an ein Essen mit den Herren der Chemie: Louis von Planta, Koechlin, Vischer. Da meinte von Planta: «Es ist schon recht, wenn man als junger Mensch zu den Linken geht. Doch die kommen alle wieder einmal zurück!» Es kamen aber nicht mehr alle zurück. Das Leben verläuft selten so, wie man es

erwartet. Schauen Sie auf mich: Ich wusste nicht recht, was ich werden will, deshalb machte ich eine Lehre als Stationsbeamter und blieb neun Jahre bei den SBB. Ich wusste aber, dass ich in die Politik wollte, und da kam nur die SP in Frage. Das gibt man dann nicht leichtfertig auf! Bei meinem Eintritt in der Quartiersektion Breite, 1947, war ich mit 21 Jahren seit langer Zeit der Jüngste, der dazu stiess. Man bestimmte mich sogleich zum Sekretär, weil ja sonst keiner die Protokolle schreiben mochte. 1953 wurde ich VPOD-Sekretär, Als solcher wurde man automatisch in den Grossrat gewählt, andernfalls musste man ein Idiot sein.

In meinem Wahlkreis lebten viele, die bei der Bahn arbeiteten. Die wählten immer ihren Arbeitskollegen, also auch mich. 1959 kam ich auf die Nationalratsliste und wurde erster Ersatzmann. Vor seiner letzten Session stirbt der Amtsinhaber, und ich rücke nach. Das war 1963. So etwas kann man nicht planen. Als jüngster Nationalrat in Bern werde ich bald Militärsprecher, weil die anderen in der SP gerade keine Lust darauf haben. Schliesslich ende ich oben als Parteipräsident. Dann werde ich hoffentlich gescheiter. Die Partei war stets eine Art Heimat. Sie gab mir Nestwärme. Neu in Basel, wurde ich durch die Politik rasch zu einem Einheimischen. Es war ein gutes, es war ein spannendes Leben. Ich würde jederzeit wieder Politiker werden.

*Ich verabschiede mich und will aufbrechen. Erst jetzt bemerke ich, wie grossväterlich Hubachers Blick auf mir ruht. Nach Stunden des munteren, unaufhörlichen Gesprächs ist er zwar keine Spur müder geworden, aber er wirkt weiser. Ich finde mein Auto und fahre zurück nach Basel – nicht ohne einen Abstecher zum Waffenplatz Bure zu machen, wo ein paar Panzer verloren herumstehen. Alles ist leer. Nicht einmal ein Wachtposten ist zu sehen. Wehmut ergreift mich. Ich wende das Auto und gebe Gas. (Basler Zeitung)*

Erstellt: 28.12.2013, 12:11 Uhr